

Universität Zürich
Deutsches Seminar

FS 11/HS 12: Sozialesemiotik

Das Konzept des *transparent signifier* in Hodges und Kress' *Social Semiotics*: eine kritische Neulektüre

Abgabedatum: 1. November 2011

Dozent:

Dr. Jürgen Spitzmüller

Verfasser:

Stefan Buttliger

Tannerstrasse 12

5000 Aarau

079 550 01 66

stefanbuttlinger@hispeed.ch

s09705047

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
1. Grundzüge der Sozialesemitik nach Hodge und Kress (1989).....	4
2. Das Konzept des transparent signifier.....	5
3. Beispiele von transparent signifiers	7
4. Orders of indexicality als Kommentar zum transparent signifier.....	13
Zusammenfassung.....	16
Bibliografie	18

Einleitung

Bob Hodge und Gunther Kress haben ihr Buch *Social Semiotics* (1989) offenbar in der Absicht geschrieben, ein neues Verständnis der Semiotik zu schaffen, also, in Michel Foucaults Worten (1968:804), eine Diskursivität zu begründen. Tatsächlich ist inzwischen in verschiedenen Ländern eine Vielzahl an Arbeiten entstanden, die mit sozialsemiotischen Begriffen operieren. Die grösste Strahlkraft haben dabei die späteren sozialsemiotischen Grundlagentexte ausgeübt, allen voran *Reading Images* (2006) und *Multimodality* (2010), und darin einerseits die Idee, Grammatiken von nichtsprachlichen Zeichensystemen wie Bildern, speziell Zeitungslayouts, oder Radio- und Videoclips zu entwickeln, andererseits die Theorie der Multimodalität. *Social Semiotics* selbst hingegen wird in den sozialsemiotischen Arbeiten seltener erwähnt, und semiotische Handbücher oder Lexika führen – wenn überhaupt – nur die späteren Texte der Sozialsemiotik auf (z. B. David Chandlers *Semiotics*, 2007). Da aber *Social Semiotics* vom Gestus, eine Denkschule zu stiften, ja ein ganzes Gedankengebäude zu errichten, durchdrungen ist, und da die späteren sozialsemiotischen Arbeiten trotz ihrer Neuorientierung zu dieser Diskursivität gehören, lohnt sich ein „retour à“ (Foucault 1969:807), eine kritische Neulektüre des Werks. Das ist das Ziel der vorliegenden Arbeit. Ich lasse mich dabei von folgenden Fragen leiten:

- In welche Diskursivität ordnet sich *Social Semiotics* selber ein bzw.
- welchen Semiotikbegriff konstruiert das Werk?
- Was verstehen Hodge und Kress unter dem Begriff *transparent signifier*?
- Welche Funktion hat das Konzept des *transparent signifier*?

Das Konzept des *transparent signifier* habe ich als Paradigma für meine Neulektüre von *Social Semiotics* gewählt, weil es eines der häufigsten und wichtigsten in Hodges und Kress' Argumentation ist und sich daher gut für eine Analyse eignet. Um meine Auseinandersetzung mit *Social Semiotics* nicht nur auf meine eigenen Gedanken zu stützen, sondern eine wissenschaftliche Alternative dazu aufzuführen, stelle ich im Kapitel vier das Konzept der *orders of indexicality* nach Michael Silverstein und Jan Blommaert vor, das sich als Alternative zu bzw. als implizite Kritik an *Social Semiotics* verstehen lässt.

1. Grundzüge der Sozialesemiotik nach Hodge und Kress (1989)

Hodge und Kress stellen die These der “primacy of the social dimension in understanding language structures and processes” (1989:viii) an den Anfang ihres Werks. „Mainstream semiotics“ (1989:1, auch im Original in Anführungs- und Schlusszeichen) begehe den Fehler, einerseits die *semiosis*¹ als einen von der Gesellschaft unabhängigen Vorgang aufzufassen, andererseits vorwiegend das Produkt der *semiosis* und nicht den Prozess selbst zu untersuchen. Deshalb tue eine Sozialesemiotik Not, die die Bedeutungsbildung und –rezeption als soziale Realität verstehe und untersuche. Hodge und Kress lassen hier und im ganzen Werk offen, aus welchem Textkorpus oder aus welchem Autorenkreis genau die „mainstream semiotics“ besteht. Dass diese bzw. die „traditional semiotics“ als monolithisches Konzept der Wirklichkeit nicht entspreche, räumen sie selber ein (1989:13), aber trotzdem behandeln sie sie weiter als solches. Als „founding father“ (1989:13) dieser Art von Semiotik gilt ihnen Ferdinand de Saussure (1989:14). Eine Seilschaft von de-Saussure-Anhängern habe dessen Werk aber zu grossem und – wie sie implizieren – unproportioniertem Einfluss verholfen: „As professor of general linguistics at Geneva University, with pupils later occupying chairs in prestigious universities in Europe, he was ideally placed to exert influence, even posthumously“ (1989:14).

Hodge und Kress bauen also de Saussure als zu zerschlagenden Götzen der Semiotik auf. Es gibt mindestens zwei Erklärungen dafür, warum sie dies tun. Einerseits sehen sie sich selbst in einer freudianischen und, stärker noch, marxistischen Tradition. Zu Beginn ihrer Ausführungen beziehen sie sich explizit auf ein Zitat aus Marx und Engels’ *Die deutsche Ideologie* (1989:2) und zeichnen das Bild einer Gesellschaft, die vom Ringen dominanter und dominierter Gruppen geprägt ist (1989:3): Die Dominanten üben Macht auf die Dominierten aus und sind zugleich auf deren Kooperation angewiesen, also auf Solidarität. Solidarität ist es auch, die sowohl dominierende als auch dominierte Gruppen im Innern zusammenhält. Daher sind Macht und Solidarität² die zwei wichtigsten Kohäsionskräfte der Gesellschaft. Gruppen benutzen Ideologien, die sich in sogenannten *ideological complexes* manifestieren. Diese stellen die Welt sowohl „as it ought to be, as seen from the vantage point of the dominant“, als auch „as it is, from the vantage point of the dominated group“ (1989:3) dar. Allerdings macht diese Widersprüchlichkeit einen *ideological complex* nicht etwa subversiv, sondern zu einem Kohäsionsmittel: Indem zum Beispiel eine Zigarettenwerbung in die Weltsicht der Dominan-

¹ Hodge und Kress definieren die *semiosis* als „the processes and effects of the production and reproduction, reception and circulation of meaning in all forms, used by all kinds of agent of communication“ (1989:261).

² Die Begriffe *power* und *solidarity* haben Hodge und Kress vermutlich von Emile Durkheim entliehen. Auf Seite 3, wo sie die Begriffe einführen, geben sie keine Quelle an. Allerdings identifizieren sie auf Seite 40 in ihrer Zusammenfassung von Brown und Gilman’s „Pronouns of Power and Solidarity“ Durkheim als Urheber der Begriffe, zumindest in der Bedeutung, in der Brown und Gilman sie verwenden.

ten (in diesem Fall der rauchenden *tough guys*, dargestellt durch das Bild eines Cowboys) die der Dominierten (der implizit unterdrückten Frauen sowie der Nichtraucher, derentwegen der Cowboy eine sogenannte milde Zigarette raucht) einschliesst, gelingt es ihr, durch die Darstellung ihrer Ideologie nicht nur Macht auszuüben, sondern auch Solidarität auf sich zu ziehen (1989:10). Hodge und Kress lassen in ihren wiederholten kritischen Analysen von Textbeispielen aus der Feder der konservativen australischen bzw. britischen Presse und in ihrer Demaskierung von männlichem Sexismus keinen Zweifel daran, dass sie sich im Klaren darüber sind, wer in der australischen, angelsächsischen oder überhaupt westliche Gesellschaft die Dominanten und wer die Dominierten sind, und sie stellen sich konsequent auf die Seite der Underdogs. Ihr Werk ist also ein Stück marxistisch geprägter politischer Arbeit. Unter diesem Licht ist offensichtlich, warum Hodge und Kress das Bild einer semiotischen Verschwörung in Ferdinand de Saussures Sinn unter der Ägide seiner umtriebigen Schüler zeichnen: Dadurch spielt ihr Buch auch in der Welt der Semiotik die Rolle, die sie ihren Texten in der Gesellschaft als Ganzes zudenken. Neben ihrem Bezug auf Marx nehmen Hodge und Kress Freuds Theorie der Verdrängung bzw. der Rückkehr des Verdrängten auf. Verdrängung kommt sowohl in der *semiosis* zu tragen³ als auch in der Geschichte der Semiotik. Ihnen wichtige Aspekte des Zeichens wie seine gesellschaftliche Wirklichkeit oder seine Materialität hat nämlich de Saussure sehr wohl bemerkt, aber er hat sie verdrängt (1989:17).

2. Das Konzept des *transparent signifier*

Der zweite Grund, warum Hodge und Kress so viel Wert auf de Saussures prominente Position und infolgedessen auf ihre Kritik an ihm legen, ist ihre hohe Wertschätzung des sogenannten *transparent signifier*. Diese soll ihre Thesen stützen, das Zeichen sei grundsätzlich „sozial“ und seine Materialität sei wichtig. Indem Hodge und Kress die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens quasi zum Markenzeichen von de Saussure bzw. der „mainstream semiotics“ machen, schaffen sie sich selbst eine Möglichkeit, sich von diesen zu distanzieren und eine neue Diskursivität zu begründen: Je mehr sie die Transparenz des sprachlichen Zeichens hervorheben, umso mehr heben sie sich vom „mainstream“ ab. Sie halten fest, nach de Saussures „doctrine“ (1989:21) sei das linguistische Zeichen arbiträr und nicht motiviert bzw. nicht transparent. Diese Beobachtung stimme zwar grundsätzlich, doch „Saussure’s treatment of

³ Zum Beispiel im angelsächsischen Hochzeitsritual, wie Hodge und Kress es interpretieren: Der Bräutigam fingiert bei der Eheschliessung durch verschiedene *transparent signifiers* die Rolle der Frau, d. h. Machtlosigkeit und den passiven Part beim Vaginalsex. Dieses „Verdrängte“ kehrt zurück, wenn in einer Spiegelung der Zeremonie ein männlicher Hochzeitsgast der frisch Verheirateten das Strumpfband abnimmt (1989:74-76).

this topic attaches a surprising degree of importance to it. He declared it to be ‘the first principle of language signs’, no less.“ (1989:21)

Von den transparenten Zeichen gebe es aber deutlich mehr, als de Saussure vermutet habe (1989:21). Innerhalb der sprachlichen Zeichen sei zum Beispiel die Reihenfolge SOV bzw. SVO transparent, da die Position des Subjekts an erster Stelle „a ‘motivated’ signifier of its importance“ sei (1989:21). Unter den nichtsprachlichen Zeichen gebe es so viele motivierte bzw. transparente Zeichen „that it becomes difficult to justify this doctrine [of arbitrariness] as a universal doctrine in semiotics“ (1989:21). Allerdings haben Hodge und Kress nur einen Absatz zuvor die Arbitrarität des *sprachlichen* Zeichens als „the first principle of language signs“ im *Cours de linguistique generale* festgehalten – und nicht etwa des Zeichens an sich. An keiner Stelle belegen sie ihre Behauptung, „mainstream semiotics“ betrachte Zeichen generell als arbiträr.

Hodge und Kress definieren als Nächstes, was sie unter dem Konzept des *transparent signifier* verstehen. Zeichen bewegten sich auf eine Skala zwischen „opaque“ und „transparent“, wobei Transparenz immer perspektivisch sei: „We will use [...] the term ‘transparent’ to indicate a signifier whose connection with a signified can be seen easily by a user, whether producer or receiver [...]“ (1989:22) Das Transparente bzw. das Undurchsichtige am Zeichen ist also das Verhältnis von Signifikat zu Signifikant; und ein Zeichen ist nicht objektiv, sondern subjektiv transparent bzw. undurchsichtig.

Zur Präzisierung zitieren Hodge und Kress Charles Sanders Peirce, der den Begriff *modality* verwende, um den „truth value attached to a proposition“ zu bezeichnen (eine genaue Quellenangabe fehlt). Damit seien nicht nur die drei Optionen „actuality“, „necessity“ und „possibility“ gemeint, sondern auch das Verhältnis vom Signifikaten zum Signifikanten⁴: Ein peircesches Ikon „müsse“ für das Bezeichnete stehen, weil der Bezug direkt ersichtlich sei; auch ein Index verweise schlüssig auf das Signifikat; jedoch nicht ein Symbol (1989:26 – 27). Daher sei das Ikon „the most persuasive of signs“, auch der Index habe eine „high modality“, jedoch eine tiefere als das Ikon, aber Symbole hätten „the lowest modality“ (1989:27). Das Ikon sei transparenter als der Index, dieser sei transparenter als das Symbol.

De Saussure habe laut Hodge und Kress zwar die soziale Determinierung der Sprache erkannt, ja gerade das Prinzip der Arbitrarität lasse zwingend auf eine solche schliessen. Aber er habe diese Determinierung als „inherently incomprehensible“ (1989:22), also als arbiträr eingestuft, und habe sie deswegen – wie alles, das im irrational und a priori unverständlich schien, so auch den Sprachwandel – verdrängt (1989:22). Hodge und Kress sehen hingegen

⁴ Inwieweit der jetzt folgende Gedankengang direkt von Peirce übernommen und inwieweit er von ihnen selbst weiter entwickelt wurde, machen Hodge und Kess nicht deutlich (siehe 1989:27).

den Schlüssel der sozialen Determinierung des Zeichens in seiner Materialität: De Saussure habe sich durch die „doctrine“ der Arbitrarität auf eine falsche Spur gegeben, denn in Wirklichkeit sei die Determiniertheit gerade in den transparenten, also nicht arbiträren Zeichen zu suchen.

Mit dem Konzept des *transparent signifiers* arbeiten Hodge und Kress auf ein Zeichenverständnis hin, das sich in zwei Punkten vom demjenigen unterscheidet, das sie der „mainstream semiotics“ unterstellen: Erstens ist die Zeichenform mit dem Zeicheninhalt grundsätzlich auf transparente Weise verbunden bzw. der *transparent signifier* ist das wichtigere Prinzip als die Arbitrarität des Zeichens; zweitens ist das Zeichen „sozial“, das heisst, die *semiosis* ist ein Vorgang, der direkt von der Gesellschaft getragen wird. Infolge dessen können das Zeichen, der Zeichengebrauch in der Gesellschaft und letztlich die Gesellschaft selbst nicht verstanden werden, ohne Materialität, die Form des Zeichens, zu berücksichtigen.

3. Beispiele von *transparent signifiers*

Um Material für eine Evaluation von Hodges und Kress‘ These zusammenzutragen, untersuche ich in diesem Kapitel Beispiele für *transparent signifiers* in *Social Semiotics*. Ich habe dazu eine Auswahl getroffen, die sowohl die starken als auch die schwachen Seiten des Konzepts ausleuchten soll.

In ihrem Beispiel eines *transparent signifier* kommen Hodge und Kress auf ihre Untersuchung der Zigarettenwerbung im ihrem ersten Kapitel zurück. Sie räumen ein, die Veränderung des ursprünglichen *mild* zu *vile* sei in der Tat arbiträr, denn aus der Veränderung des Signifikanten sei nur ersichtlich, dass sich das Signifikat verändere, aber nicht, wie. Das onomatopoetische *cough* aber sei weniger arbiträr, da ikonisch in Peirces Terminologie. Ausserdem sei einerseits „the symmetrical machine-produced lettering of the original advertisement“ ein peircescher Index für „the cigarette industry’s control over massive technological resources“, andererseits indiziere „the crude scrawl“ der BUGAUP-Aktivisten „a repudiation of that hegemonic structure“ (1989:23). Bereits dieses erste Beispiel versammelt die typischen Schwächen und Stärken des *transparent signifier*. Auf der einen Seite vollziehen Hodge und Kress durch ihre indexikalische Lektüre des Schriftbilds bewusst einen Schritt, den – unbewusst – vermutlich auch die meisten Zeichenbenutzer, also die LeserInnen des Plakats, gemacht haben: Aus dem Material, das den Produzenten für die Herstellung des Zeichens zur Verfügung stand, schliessen sie auf deren Position in der Gesellschaft. Das Konzept des *transparent signifier* kann also zeigen, warum ein Zeichen wirkt: Das Plakat wird viele seiner LeserInnen

zu einer emotionalen Reaktion bzw. zu einem emotionalen Urteil für oder gegen BUGAUP bewegt haben, und Hodge und Kress können diese Wirkung durch ihre indexikalische Lektüre als Effekt eines Machtkampfs in der Gesellschaft erklären. Soweit erweist sich die Theorie des *transparent signifier* als aufschluss- und hilfreich. Auch ihr Postulat, Zeichen seien in einem Kontinuum zwischen Durchsichtigkeit bzw. Undurchsichtigkeit einzuordnen, leuchtet anhand dieses Beispiels ein: Während der Unterschied von *mild* zu *vile* völlig arbiträr scheint und die indexikalische Wirkung der Schrift ziemlich transparent, steht *cough* diesbezüglich irgendwo in der Mitte. Auf der anderen Seite aber zeigt sich ein blinder Fleck in Hodges und Kress' Theorie: Die Arbitrarität des Unterschieds von *mild* zu *vile* können sie zwar diagnostizieren, aber nicht für ihre Interpretation des Bildes fruchtbar machen. Arbitrarität ist ihnen in diesem Beispiel also ebenso unverständlich und irrational wie de Saussure.

Das nächste Beispiel beschreibt einen Signifikanten, von dem Hodge und Kress nicht eindeutig festhalten, ob sie ihn für transparent halten oder nicht. Im Kapitel „History, change, transformation“ zitieren sie de Saussures Erkenntnis, jeder Sprachwandel beginne mit dem Nebeneinander von „a multitude of similar facts, in the sphere of speaking (*parole*)“ (1989:32). De Saussure habe also richtig erkannt, dass die *parole* die Quelle für den Sprachwandel sei: In der spätlateinischen Parole hätten zum Beispiel das klassische *calidum* und das daraus entstandene vulgäre *calidu* nebeneinander existiert, bis sich schliesslich letzteres durchgesetzt habe. Da de Saussure aber die *parole* sonst ignoriert habe, sei der späteren „mainstream semiotics“ leider die Tragweite dieser Erkenntnis verborgen geblieben. Und diese bestehe im Folgenden: „[W]hat he is saying here [...] is in effect that transformations arise in a synchronic state, in the social conditions of language use.“ (1989:32) Jedoch könne de Saussure diese Divergenz nicht erklären, „although Voloshinov's theory of the fissive force on the sign coming from social conflict and class struggle would certainly provide one.“ (1989:32) Der letzte Nebensatz stellt die Hypothese auf, eine „spaltende Kraft aus gesellschaftlichen Konflikten und Klassenkampf“ habe tatsächlich das *-m* in *calidum* beseitigen können. Hodge und Kress vertreten also offenbar die Meinung, mit Vološinovs Theorie lasse sich eventuell auch der Wandel von *calidum* zu *calidu* als transparent erklären. In der Tat zitieren sie zweimal Vološinovs These „The form of signs is conditioned above all by the social organization of the participants involved and also by the immediate conditions of their interaction“ (1973:21, zitiert 1989:18 und 35). Hodge und Kress schweigen sich darüber aus, wie eine konkrete Erklärung des Wandels von *calidum* zu *calidu* nach Vološinov aussehen könnte, und belassen es bei der Hypothese, eine solche sei generell möglich.

Nicht nur ein einfaches Zeichen, sondern auch eine Kommunikationssituation kann zum *transparent signifier* werden. Im Kapitel „Messages of Power and Solidarity“ nehmen Hodge und Kress anhand von Brown und Gilmans T-V-Studie ihre Analyse von Macht und Solidarität als in der Gesellschaft wirkende Kräfte wieder auf. Dabei kommen sie zum Schluss, sowohl Macht als auch Solidarität würden typischerweise durch *transparent signifiers* ausgedrückt (1989:46). Hodge und Kress verweisen hier nicht auf Peirces Terminologie, aber es liesse sich ergänzen, dass diese *transparent signifiers* zugleich indexikalisch und ikonisch funktionieren: Zum Beispiel stehen *magnitude* und *elaboration* für Macht und *reciprocity* für Solidarität. In beiden Fällen lässt sich das Signifikant sowohl als Abbild als auch als Folge des Signifikats verstehen. Hodge und Kress stellen die These auf, das T-V-System stütze sich auf *transparent signifiers* dieser Art: Zum einen stehe die Opposition zwischen Reziprozität (das Verhältnis zweier Personen, die einander duzen oder siezen) und nicht-Reziprozität (das Verhältnis zweier Personen, von denen die eine die andere siezt, aber von dieser geduzt wird) in transparenter Weise für unterschiedliche Machtverhältnisse in diesen Beziehungen (und unterschiedliche Solidaritätsverhältnisse, liesse sich hinzufügen) (1989:41). Hier also interpretieren Hodge und Kress eine Kommunikationssituation als Zeichen: Sie bildet Macht- und Solidaritätsdifferenzen ab und indiziert sie. Es lässt sich einwenden, dass diese Macht- und Solidaritätsverhältnisse aber von der T-V-Konstellation nicht nur bezeichnet, sondern auch mitproduziert werden. Wenn ein Zeichen etwas ist, das für etwas anderes steht, lässt sich der Status der Kommunikationssituation als Zeichen für ein soziales Verhältnis in Frage stellen, da sie sich mit dem, das sie bezeichnet, sich grösstenteils überschneidet. Der heuristische Wert des Konzepts des *transparent signifier* ist in solchen Fällen eher gering: Nach demselben Muster lässt sich nämlich jede Kommunikationssituation als *transparent signifier* für das soziale Verhältnis, in dem sie situiert ist, interpretieren. Für die Untersuchung des Verhältnisses oder der Kommunikationssituation ist damit aber nichts gewonnen.

Ausserdem gelten auch Metaphern als transparent. Hodge und Kress schreiben, V-Formen seien in sich transparent, da der Plural durch *magnitude* Macht bedeute (und da die Umgestaltung vom Singular in den Plural *work* verlange, was ein transparentes Zeichen für Distanz und *constraint* (Zurückhaltung) sei, also für nicht-Solidarität) (1989:41). V-Formen bilden Macht durch den Plural über ein tertium comparationis *magnitude* ab, und auch ihre Indexikalität funktioniert über ein gemeinsames Drittes zwischen nicht-Solidarität und der Verschiebung von T zu V, nämlich Distanz und „constraint“. V-Formen sind also Metaphern, und diese sind immer nur indirekte Ikone.

An Hodges und Kress' Analyse von Simone Martinis *Verkündigung* zeigt sich ihre Tendenz, an einem komplexen Zeichen oder einer Ansammlung von Zeichen zwar die *transparent signifiers* zu untersuchen, arbiträrere Zeichen aber zu ignorieren. Ihre Untersuchung des Bildes konzentriert sich auf transparente Zeichen wie Marias Gestik, Blickrichtung und Sitzhaltung sowie die Abwesenheit Gottes bzw. seine Vertretung einerseits durch den vor Maria knienden Gabriel, andererseits durch die „phallischen“ (1989:57) Sprech- bzw. Empfängnispeile, die von Gabriel bzw. vom Heiligen Geist aus auf Maria eindringen. Wiederum erweisen sich die *transparent signifiers* als ikonisch, indexikalisch und metaphorisch. Besonders aufschlussreich ist Hodges und Kress' Verweis auf das widersprüchliche Auftreten Gottes sowohl als phallisch Dominanter wie als Bote, der sich Maria unterwirft. Dies gilt ihnen als weiteres Beispiel für ihre These, die Ideologie einer dominierenden Gruppe (in diesem Fall die patriarchalische Kirche) werde immer mit inneren Widersprüchen vermittelt, wodurch ein ideologisches Zeichen zwar die Macht über die Dominierten, aber auch deren Solidarität zu den Mächtigen ausdrücke (vgl. mein Kapitel eins). Allerdings lässt Hodges und Kress' Analyse die weniger transparenten Zeichen weg. So hält Gabriel einen Ölzweig als Friedenszeichen, und der Heilige Geist erscheint in Gestalt einer Taube. Die Taube könnte mit dem Heiligen Geist das *tertium comparationis* des Fliegens gemeinsam haben; allerdings lässt sich nicht als Ikon oder Index erklären, warum immer eine Taube und nicht irgend ein anderer Vogel den Heiligen Geist symbolisiert, und ebenso wenig, warum der Zweig eines Olivenbaums für Frieden steht. Beide Zeichen enthalten also Elemente, worin die Verbindung von Signifikat zu Signifikant den mittelalterlichen Kirchenbesuchern vermutlich ebenso wenig ersichtlich war, wie sie es heute ist, und nur über die Vertrautheit mit der Konvention erkannt werden konnte.

Hodges und Kress' These, Zeichen seien grundsätzlich transparent bzw. transparenter, als die „mainstream semiotics“ dies zugeben wolle, richtet sich in erster Linie gegen de Saussures Aussage, das sprachliche Zeichen sei arbiträr (vgl. mein Kapitel eins). Aber die Mehrheit der Beispiele, die ich bisher aufgeführt habe, betraf nichtsprachliche Zeichen; und dies gilt auch für die Mehrheit der *transparent signifiers* in *Social Semiotics*. Nur das vierte Kapitel „Stile as Ideology“ schenkt den sprachlichen *transparent signifiers* grössere Aufmerksamkeit. Zunächst halten Hodge und Kress fest, sowohl Akzente⁵ als auch Grammatiken seien immer auch *group markers*, stünden also indexikalisch und damit als *transparent signifiers* für Gruppenzugehörigkeit (1989:80). So hätten grammatische Morpheme oft eine geringe spezifische Bedeutung und träten redundant auf; ausserdem würden sie von strengen Regeln kontrolliert und seien schwierig zu erlernen (1989:81). Hodge und Kress fassen also eine Sprachge-

⁵ Der Begriff schliesst bei ihnen nicht nur, aber auch sprachliche Akzente ein.

meinschaft mit einer einheitlichen Grammatik als eine soziale Gruppe auf und die Morpheme der Grammatik als Prüfstein für den Eintritt in die Gruppe. Obwohl die Behauptung, die „spezifische“ Bedeutung grammatischer Morpheme sei oft gering, befremdlich wirkt und Hodge und Kress den Beleg dafür schuldig bleiben, erscheint ihre These bei einer Anwendung auf die schweizerdeutsche Sprachgemeinschaft plausibel: Nicht-Muttersprachlern des Schweizerdeutschen fällt es wie bei allen Sprachen schwer, dessen Grammatik bzw. eine dessen Grammatiken zu erlernen, und durch ihre andersartige Sprache – sei es grammatisch richtiges Hochdeutsch oder aber eine ungrammatische Version des Schweizerdeutschen – werden sie als der Gruppe nicht zugehörig markiert und ziehen eventuell verschiedene soziale Stigmas auf sich. Allerdings haben Hodge und Kress damit noch nichts gegen de Saussures „Doktrin“ des arbiträren sprachlichen Zeichens gesagt, denn diese bezieht sich nur auf die dem einzelnen Signifikant zugeordnetes Signifikat. Wendet man de Saussures These auf ein grammatisches Morphem an, so lautet sie zum Beispiel, es sei arbiträr, dass im deutschen schwachen Verb der Laut /t/ für Vergangenheit stehe und im starken Verb der Ablaut. Dies bedeutet aber keineswegs, dass de Saussure die Interpretation eines grammatisch falschen Deutsch, das zum Beispiel auch starke Verben mit /t/ in die Vergangenheit setzt, als Index für die Nichtzugehörigkeit zur deutschen Sprachgemeinschaft ebenfalls für arbiträr gehalten hätte.

In ihren Ausführungen über Akzente schliesslich greifen Hodge und Kress zum ersten (und einzigen) Mal de Saussures These direkt an. Sie halten zunächst fest, Akzente eigneten sich gerade deshalb so gut als „markers of group identity“, weil dabei Laute, nicht Worte zu Zeichen würden, die für sich genommen „low mimetic value“ hätten (1989:83). Die Aussage, Laute hätten einen geringen „mimetic“, also einen geringen referentiellen Wert, erklären sie nicht. In einem Saussure'schen Verständnis der sprachlichen Semiotik ist sie schwer zu verstehen, da einzelne Laute in einem Wort nicht nur geringen, sondern überhaupt keinen „mimetic value“ haben: Erst ein ganzes Wort – ja erst dessen Position in einem sprachlichen System – erzeugt Bedeutung. Weiter schreiben Hodge und Kress, William Labov habe in seiner Kaufhausstudie zwar die soziale Tragweite von Akzenten erkannt und nachgewiesen, sei aber „by his acceptance of the Saussurean doctrine of the intrinsic arbitrariness of the linguistic sign“ zurückgehalten worden (1989:88). Erinnerung sich der Leser an dieser Stelle an Vološinovs bereits zweimalig zitierten Satz (1989:18 und 1989:35), die Form des Zeichens sei sozial konditioniert, kristallisiert sich vor seinem geistigen Auge nun die These, auch einzelne sprachliche Laute seien *transparent signifiers*, hätten also eine ikonische und/oder indexikalische Bedeutung. Dieses Postulat wäre die erste wirklich radikale Abkehr von de Saussure (sowie vom *common sense* der meisten Sprachbenutzer). In der Tat liegt dem Kapitel „Style as

Ideology“ diese These zugrunde, auch wenn sie nie explizit, sondern nur durch gewissermaßen tastende Umschreibung vorgebracht wird.

Gestützt auf Thesen von Roman Jakobson und Edward Sapir, skizzieren Hodge und Kress auf den Seiten 88 – 89 eine Theorie der Interpretation von Sprachlauten als *transparent signifiers*. So bedeuten nach Jakobson offene Laute „energy“, geschlossene Laute hingegen „constraint“ (1989:88). Gemäss Sapir bedeuten offene Vokale und stimmhafte Konsonanten „largeness“, geschlossene Vokale und stimmlose Konsonanten hingegen „smallness“ (1989:89)⁶. Hodge und Kress belegen mit einer Stichprobe, dass Jakobsons und Sapirs Vermutungen nicht stimmen können, wenn man davon ausgeht, dass die Bedeutung des Lauts sich auf die Bedeutung des Wortes, von dem er Teil ist, bezieht. So steht das lateinische Wort *pater* zwar tatsächlich für ein im alten Rom mit grosser Energie assoziiertes Konzept, wie das offene /a/ impliziert; *parvus* und *paucus* hingegen bedeuten „klein“ bzw. „wenig“, obwohl ihre betonte Silbe ebenfalls einen offenen Vokal enthält (1989:90). Hodge und Kress halten dieses Problem aber für keinen zureichenden Grund, Jakobsons und Sapirs Thesen zu verwerfen. Vielmehr retten sie deren Theorie mit folgender Lösung: Die Laute eines Wortes entsprechen nicht immer dem Signifikat, für das das Wort steht, sondern sie können auch die Perspektive eines Sprechers verdeutlichen⁷. So hält sich der Sprecher der Wörter *paucus* bzw. *parvus* im Vergleich zu dem, das er als „klein“ bzw. als „wenig“ bezeichnet, selbst für gross und bedeutend, und dies bringt er mit dem offenen Vokal zum Ausdruck.

Damit wird die Theorie der bedeutsamen Laute immun gegen jeden Versuch der Falsifizierung. Jedes beliebige Wort, dessen Bedeutung mit „smallness“, „largeness“, „energy“ oder „constraint“ zu tun hat, wird zur ihrer Bestätigung: Überwiegen in dem Wort zum Beispiel die Indikatoren für „energy“, also offene Laute, und das Wort bedeutet ein Konzept, das mit grosser Energie assoziiert wird, kann man gestützt auf Hodge und Kress behaupten, die Laute seien ein *transparent signifier* für das Konzept. Würde dasselbe Wort aber im Gegenteil für ein wenig energetisches Konzept stehen, sind seine Laute ebenfalls ein *transparent signifier*, nun aber für den Sprecher, der sich selbst als energiegeladener als das Konzept versteht und dies mit dem Wort, womit er es bezeichnet, ausdrückt.

Mit ihrer Theorie versuchen Hodge und Kress zu beweisen, die patriarchalische Prägung der römischen Gesellschaft habe ihren Ausdruck in den lateinischen Flexionsendungen gefunden (1989:100). Die überwiegende Mehrheit der römischen Grammatiker und Schriftsteller seien Männer gewesen: „[M]en did control [the] grammatical forms [of Latin] to a lar-

⁶ Das Transparente an dieser Zuordnung wird nicht erklärt. Eventuell liegt es darin, dass stimmhafte Laute eine zusätzliche Komponente aufweisen, nämlich Phonation, also „grösser“ sind als stimmlose.

⁷ In Hodges und Kress' Terminologie: Die Lautbedeutung bezieht sich entweder auf das *mimetic plane*, auf die Referenz des Wortes, oder auf das *semiotic plane*, auf die Bedeutungsproduktion durch den Sprecher (1989:90).

ge extent“, und sie hätten die lateinischen Flexionsendungen nach ihrem Gusto gestaltet (1989:100-101). Nur auf das *mimetic plane*, also nur auf den Referenten bezogen, sind die Flexionsendungen widersprüchlich. Manche „stimmen“; so drücken die maskulinen Endungen *-er* bzw. *-or* mit ihren offenen Vokalen grosse Energie, also „+ power“ aus, und die feminine Endung *-s* wenig Energie, also „- power“. Andere hingegen nicht: Die häufigste maskuline Endung *-us* steht für „- power“, die häufigste feminine Endung *-a* hingegen für „+ power“ (so auch *-io*). Die eine dieser vermeintlichen Ausnahmen erklären Hodge und Kress durch ein Ausweichen auf das *semiosic plane*: Die weiblichen Endungen, die hohe Energie bedeuten, markieren „the object of desire, unrestrained energy“, drücken also den Standpunkt des Sprechers aus, nicht eine Eigenschaft des Signifikats. Die andere analog zu begründen – dadurch, dass *-us* die Perspektive des schwachen Sprechers auf einen starken Mann zeige – wäre schwierig, denn dann müsste jeder männliche Römer, der über einen anderen Mann spricht, diesem automatisch höhere Macht einräumen als sich selbst. Stattdessen argumentieren Hodge und Kress, *-us* sei „more discreet [...] than the overtly power-laden *or* or *er* forms“ (1989:100), bedeute also vornehme Zurückhaltung. Hodges und Kress‘ These fällt aber in sich zusammen, wenn man *mimetic plane* und *semiosic plane* vertauscht: Dann wird das Flexionsendungssystem ein *transparent signifier* nicht für eine männlich, sondern für eine weiblich dominierte Gesellschaft. Betrachtet man nur das System, spricht nichts dagegen, es so zu lesen, da jede Form sowohl auf dem *mimetic* als auch auf dem *semiosic plane* als *transparent signifier* verstanden werden kann. Hodge und Kress gelangen also nur wegen ihres Vorwissens über die patriarchalisch dominierte römische Gesellschaft zum Schluss, das System sei männlich-chauvinistisch. In diesem Beispiel also besitzt ihre Theorie der bedeutsamen Laute keinerlei heuristischen Wert.

4. *Orders of indexicality* als Kommentar zum *transparent signifier*

Auch Jan Blommaert geht von einer Gesellschaft aus, die wesentlich von *power*, also von Macht geprägt ist. Allerdings steht er dabei eher in der Tradition von Michel Foucault als in der marxistischen: Anders als bei Hodge und Kress wird in seiner Vorstellung Macht nicht von einer dominierenden Gruppe mehr oder weniger bewusst auf die dominierte Gruppe ausgeübt, sondern es handelt sich gleichsam um eine unpersönliche Kraft, die verborgenen Gesetzen folgt. Aus diesem Grund sieht Blommaert seine Aufgabe als Autor eines Buches über *discourse* nicht vorwiegend in der Kritik an der Macht im Sinn der Entmachteten bzw. der Opfer der Macht, sondern vor allem in der Untersuchung der Wirkungen der Macht (2005:1).

Träger der Macht sind bei ihm z. B. *centring institutions*, also Institutionen, die einer bestimmten Gruppe Regeln und Werte eingeben (2005:75). Dies geschieht unter anderem durch die Sprache. Im Unterschied zu Hodge und Kress trennt Blommaert klar den referentiellen Wert eines Zeichens von dessen indexikalischem: „Thus the word ‘sir‘ not only *refers* to a male individual, but it *indexes* a particular social status and the role relationships of deference and politeness entailed by this status, and thus shapes *indexical* contrasts between ‘sir‘ and other *referentially* cognate terms [...]“. (2005:11) Blommaert hält also nicht die Form eines Zeichens für gesellschaftlich bestimmt, wie Hodge und Kress, von Vološinov beeinflusst, es tun, und umgeht damit die Widersprüche, in die Hodge und Kress sich verwickeln, wenn sie versuchen, mit ihrem Konzept des *transparent signifier* zu beweisen, dass das Zeichen „sozial“ ist. Vielmehr ist Blommaerts Zeichen immer auch ein Index für sozialen Status, aber unabhängig von seiner Form und zusätzlich zu seinem referentiellen Wert.

In Blommaerts Sichtweise orientieren sich Sprachbenutzer nach *orders of indexicality*. Das heisst, sie sind sich bewusst, dass die von ihnen verwendeten Zeichen immer auch eine soziale Funktion Index haben. Beim Sprachgebrauch richten sie sich nach einem Code der sozialen Entschlüsselung, der auf spezifische Weise den Zeichen Prestige bzw. Stigma zuordnet und der von einer bestimmten *centring institution* ausgehen kann. Besonders gut werden diese *orders of indexicality* sichtbar, wenn ein Zeichen von einem *order* in den anderen gereicht wird und dadurch Kurseinbussen oder –gewinne erfährt. Als Beispiel zitiert Blommaert einen an ihn gerichteten Brief der 16-jährigen tansanischen Schülerin Victoria Mtangula, geschrieben in fehlerhaftem Englisch (2005:79). Sowohl nach Victorias wie auch nach Blommaerts referentiellem Verständnis steht in dem Brief dasselbe: eine Frage nach Blommaerts Wohlbefinden, die Vergewisserung, man erinnere sich seiner, und der Wunsch, er solle wieder nach Dar es Salam kommen. Blommaert und Victoria entschlüsseln den Brief aber nach verschiedenen *orders of indexicality*: In Blommaerts Perspektive zeugt der Brief von mangelhafter Beherrschung der englischen Sprache; für Victoria hingegen bedeutet auch nur die Kenntnis von ein wenig Englisch grosses soziales Prestige, da es auf Schulbildung und Zugehörigkeit zur Mittelklasse verweist. Somit zeigt Blommaert, wie Zeichen, die von einem *order of indexicality* in den anderen übertragen werden, neu indiziert und damit anders aufgefasst werden als beabsichtigt.

Mit Hodges und Kress‘ Theorie hingegen liesse sich der Prestigeverlust von Victorias Brief kaum erklären, da sie die soziale Indizierung eines Zeichens vor allem seiner Transparenz zuschreiben, die in *Social Semiotics* als anthropologische Konstante auftritt⁸. Möglicher-

⁸ In *Reading Images* korrigieren van Leeuwen und Kress diesen Fehler, indem sie schreiben, ihre *Grammar of Visual Design* gelte für ein europäisches, nicht für ein kulturunabhängiges Bildverständnis.

weise würden Hodge und Kress in Victorias Brief *transparent signifiers* erkennen und zum Beispiel dessen fragmentierte Sprache als ikonisches und indexikalisches Zeichen für die Macht- und Orientierungslosigkeit des postkolonialen Menschen in der westlichen Gesellschaft sehen. Damit würden sie aber in der Perspektive des Westlers bleiben, und Victorias Sichtweise könnten sie nicht adäquat beschreiben.

In Michael Silversteins Begriffen ist Hodges und Kress' Theorie des *transparent signifier* „an $n+1$ st-order cultural account [...] masquerading as an n -th-order “scientific“ one“ (2003:205). So bezeichnet Silverstein Browns und Gilmans T-V-Studie. Silverstein erklärt das T-V-System anhand zweier *orders of indexicality*, von denen sich der eine auf den anderen stützt. Zunächst indiziert V *deference* (Ehrerbietung): Sagt ein Sprecher A zu B „V“, lässt sich daraus indexikalisch schliessen, dass er ihm Achtung entgegenbringt. Diese Schlussregel ist der erste *order of indexicality*. Daran wiederum – aus einer Sprechweise, die auf Ehrerbietung bedacht ist – lässt sich indexikalisch ein *register of honorification* (2003:209) erkennen: Weil A zu B „V“ sagt, kann ich davon ausgehen, er sei bedacht, ein gehobenes Register zu verwenden. Die Regel, dass „V“ für ein gehobenes Register steht, bildet einen zweiten, sich auf den ersten stützenden *order of indexicality*. Nun befinden sich laut Silversteins Theorie *orders of indexicality* von n -ter und von $n+1$ ter Ordnung immer in dialektischem Widerstreit, wobei der $n+1$ ter dazu neigt, sich schliesslich durchzusetzen (2003:194). Dies ist laut Silverstein ein wesentlicher Motor für Sprachwandel (2003:194). In der Tat hat in der englischen Sprache der $n+1$ ter *order* die Überhand gewonnen: V, verstanden als Index für ein hohes Register, gewann so hohes soziales Prestige, dass T im 17. Jahrhundert ausstarb⁹. Silverstein hält fest, Browns und Gilmans eigene Interpretation der T-V-Situation als eine Folge von *power* und *solidarity* sei wie die Interpretation des V als Index für ein formelles Register eine $n+1$ ter Perspektive auf die Situation. Sie folge also nicht aus den Daten, sondern aus Brown und Gilmans eigenem *order of indexicality*. Denn sowohl die Begriffe *power* als auch *solidarity* würden erst bei der Betrachtung eines *adjacency pair* sinnvoll: Sowohl für eine Machtbeziehung als auch für Solidarität bzw. nicht-Solidarität braucht es immer zwei. Silverstein ist der Ansicht, das Entscheidungsverhalten des Einzelnen könne nur eine Theorie wie die seinige erklären, die die Perspektive des Individuums einnimmt. Mit Silverstein lässt sich argumentieren, dass auch Hodge und Kress, wenn sie Zeichen Transparenz zuschreiben, einen *order of indexicality* anwenden, der nicht direkt aus den Daten folgt. Dies wurde bereits anhand von Victoria Mtangulas Brief ersichtlich: Statt – wie Blommaert dies tut – sich aus Perspektive des einzelnen Sprachbenutzers zu fragen, welches für ihn der massgebliche *order of*

⁹ Es wäre interessant zu erfahren, wie Silverstein die entgegengesetzte Entwicklung erklären würde, die in manchen skandinavischen Sprachen stattgefunden hat.

indexicality ist, unterziehen sie alle Zeichen ihrem eigenen *order of indexicality*, der lautet, dass Zeichen als *transparent signifiers*, also als Indexe und Ikone für Macht und Solidarität aufzufassen sind.

Zusammenfassung

Hodges und Kress' *Social Semiotics* konstruiert eine von Ferdinand de Saussure geprägte „mainstream semiotics“ (1989:1), die einerseits das Zeichen nicht als „sozial“ anerkennt, andererseits der Arbitrarität des Verhältnisses von Signifikat zu Signifikant eine zu grosse Bedeutung zumesse. Dagegen wollen die Autoren eine *social semiotics* errichten. Sie verstehen darunter eine Semiotik, die in der Lage ist, Zeichen als Symptom von Machtkämpfen in der Gesellschaft zu interpretieren. Diese gesellschaftlichen Prozesse – wie auch ihre eigene Rolle innerhalb der Semiotik – lesen Hodge und Kress einerseits in marxistischen, andererseits in freudianischen Begriffen.

Ein wichtiges Konzept in Hodges und Kress' Theoriegebäude ist der *transparent signifier*. Die meisten ihrer Analysen von *transparent signifiers* widmen sich nichtsprachlichen Zeichen. Hodges und Kress' Untersuchungen von indexikalischen, ikonischen oder metaphorischen Zeichen in multimodalen Texten leisten einen wertvollen Beitrag zu ihrem Unterfangen, die Zeichenproduktion und –rezeption in der Gesellschaft marxistisch und freudianisch zu begreifen, neigen aber dazu, alle Zeichen, die nicht als transparent erklärt werden können, zu ignorieren. Überdies tragen die Interpretationen nichts zu Hodges und Kress' Kritik an de Saussure bei, denn obwohl sie sich zu dieser Frage nur unklar äussern, implizieren sie, dass de Saussure nur die Arbitrarität der linguistischen, nicht aber die überhaupt aller Zeichen postulierte (1989:21, siehe mein Kapitel zwei). Der Eckpfeiler von Hodges und Kress' Argumentation gegen de Saussure ist also ihr Kapitel „Style as Ideology“, worin sie versuchen, die Transparenz von sprachlichen Lauten und Morphemen nachzuweisen. Dabei scheitern sie. Somit erweist sich das Konzept des *transparent signifier* als unzulängliches Instrument, die Theorie der „mainstream semiotics“ grundsätzlich ins Wanken zu bringen. In der Tat hat sich die Idee der Transparenz von Sprachlauten in der späteren Sozialesemiotik offenbar nicht durchgesetzt. Hodge und Kress haben mit ihrem Werk zwar tatsächlich eine neue, marxistisch und freudianisch inspirierte semiotische Diskursivität begründet. Diese hat aber einen anderen Weg eingeschlagen als denjenigen, den sie in *Social Semiotics* vorgeben.

Eine alternative Möglichkeit, Zeichen als Ausdruck gesellschaftlicher Prozesse zu verstehen, zeigen Jan Blommaert und Michael Silverstein mit ihrem Konzept der *orders of inde-*

xicality. Diesem gemäss haben Zeichen nebst ihrer referentiellen immer auch eine indexikalische Funktion: Zeichenbenutzer lesen Zeichen nach *orders of indexicality*, nach Codes, die den gesellschaftlichen Wert der Zeichen vorgeben. Im Unterschied zu Hodge und Kress halten Blommaert und Silverstein fest, dass die beiden Entschlüsselungsprozesse voneinander unabhängig ablaufen. Mit Blommaert und Silverstein erklärt, geraten Hodge und Kress in Verwirrung, weil sie versuchen, sowohl die referentielle als auch die indexikalische, „soziale“ Bedeutung eines Zeichens aus seiner Form zu erklären. Hodge und Kress übersehen dabei, dass die „Transparenz“, die sie in Zeichen hineinlesen, nur ein weiterer *order of indexicality* ist.

Bibliografie

Blommaert, Jan (2005): *Discourse: A Critical Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.

Brown, Roger und Albert Gilman (1960): „The Pronouns of Power and Solidarity.“ In: Joshua A. Fishman (ed.) (1972): *Readings in the Sociology of Language*. The Hague: Mouton, S. 252 – 275.

Chandler, David (2007): *Semiotics: The Basics*. 2. Aufl. London/New York: Routledge [zuerst: London/New York: Routledge 2002].

Foucault, Michel (1969): „Qu’est-ce qu’un auteur?“ In: (ders.): *Dits et Ecrits* (1994). Band I, S. 789 – 821.

Hodge, Robert und Gunther Kress (1988): *Social Semiotics*. Ithaca, New York: Cornell University Press.

Kress, Gunther und Theo van Leeuwen (2006): *Reading Images: The Grammar of Visual Design*. 2. Aufl. London/New York: Routledge [zuerst: London/New York: Routledge 1996].

Kress, Gunther (2010): *Multimodality. A social semiotic approach to contemporary communication*. London/New York: Routledge.

Engels, Friedrich und Karl Marx (1970): *The German Ideology*. London: Lawrence and Wishart.

Saussure, Ferdinand de (1974): *Course in General Linguistics*. London: Fontana.

Silverstein, Michael (2003): „Indexical Order and the Dialectics of Sociolinguistic Life.“ In: *Language & Communication* 23 (2003), S. 193 – 229.

Voloshinov, Valentin N. (1973): *Marxism and the Philosophy of Language*. New York: Seminar Press.